

«Es fühlt sich irgendwie rein an»

Dominic Nahr wurde für seine Fotoreportagen aus Kriegs- und Krisengebieten, vor allem in Afrika, mehrfach ausgezeichnet. Nicht das Abdrücken sei das Härteste an seinem Job, sagt der Fotograf, sondern jeweils in den Wohlstand zurückzukehren.

**Mit Dominic Nahr sprachen
Beat Metzler und Edgar Schuler**

Einige Ihrer bekanntesten Bilder zeigen tote Menschen. Wann haben Sie Ihre erste Leiche fotografiert?

2006, glaube ich. Bei einer Reportage auf Osttimor. Es war ein erschossener Polizist. Ich habe lange mit der Familie gesprochen. Sie haben mich in die Leichenhalle gelassen, in der die Verwandten seinen Körper wuschen und ihm eine frische Uniform anzogen.

Hatten Sie keine Hemmungen?

Nein. Damals merkte ich, was ich will und gut kann: den Menschen nahekommen, sie dazu bringen, dass sie mich in ihr Leben lassen. Dazu musst du dich öffnen geben, erzählen, Fragen stellen, sonst vertraut dir niemand. Einen Monat später durfte ich bei der Gedenkfeier eine Blume an den Ort legen, an dem man den Polizisten erschossen hatte.

Fotografieren Sie auch tote Verwandte oder Bekannte?

Wenn ich Fremde tot abbilde, muss ich das auch in meinem Umfeld tun. Die Fotos meiner verstorbenen Grossmutter gehören bis heute zu meinen liebsten.

Auf einem Ihrer Fotos sieht man eine Leiche, die kopfvan in einer Flüssigkeit liegt, in der sich der Himmel spiegelt. Was ist passiert?

Das war im Sudan, im Jahr 2012, ein Kollege und ich begleiteten einen Vorstoss der Armee. Es war ein Schlachtfeld, crazy. Soldaten brauchten unser Fahrzeug, um ihre erplünderte Beute aufzuladen. An diesem Tag fotografierte ich Dutzende Tote, teilweise waren sie halb verbrannt. Gegen Abend kamen wir an dieser Ölanlage vorbei, wo die Gegner Deckung gesucht hatten. Öl spritzte herum, in einer Lache schwamm ein toter Soldat. Ich wusste sofort: Dieses Bild bringt den Konflikt auf den Punkt. Drei Tage später erschien es im «Time Magazine». Die restlichen Fotos habe ich nicht verschickt, die waren zu brutal.

Wie kann man sich in prekären Situationen darauf konzentrieren, ein gutes Bild zu machen?

Ich gerate in eine Art Trance. Bei meinen besten Bildern war ich auf Autopilot, bemerkte kaum, dass ich abdrückte, ich kann mich nicht einmal richtig daran erinnern. Das fühlt sich irgendwie rein an, so dumm es klingt. Sobald ich nachdenke, mache ich schlechte Fotos.

Ihre Bilder wirken alles andere als spontan. Wie geht das automatisch?

Ich bin sehr heikel, betrachte meine Fotos wie eine Theaterbühne, eine Komposition aus verschiedenen Ebenen. Und dramatisch sollen sie aussehen, mit viel Schwarz, starkem Licht. Dank der Erfahrung gelingt mir das instinktiv, ich spüre immer genau, wo ich stehe, was sich im Bildausschnitt befindet. Seit kurzem fotografiere ich mit einer kleinen Kamera. Ich halte sie vor den Bauch, schaue kaum aufs Display, drücke mit dem Daumen ab. Es gibt kein Klicken, man hört nichts.

Damit sich die Fotografierten weniger abgelenkt fühlen?

Nein. Für sie macht das keinen Unterschied, Kamera bleibt Kamera, ob gross oder klein. Es geht um mich, ich fühle mich wohler, wenn mein Gesicht freibleibt, ich mit den Leuten reden kann.

Haben Sie keine Angst, wenn Sie sich in Gegenden aufhalten, wo Menschenleben wenig zählen?

Oh doch, sehr viel. Die Angst hält mich wach. Im Einsatz bin ich wie ein Sonar. Ich höre alles, sehe alles, merke, wenn jemand hinter mir steht, lese die Menschen. Trotzdem bleiben Einsätze wie jener im Südsudan gefährlich. Ich denke dann an meine Mutter. Wenn mir etwas geschieht, ist sie ganz allein. Das macht mich fertig. Obwohl es manchmal nötig ist, will ich mich seltener solchen heiklen Situationen aussetzen. Ich sehe mich ja auch nicht als Kriegsfotografen.

Sondern?

Ich suche nicht den maximalen Effekt. Explosionen, Gewehre, Schlagzeilenbil-



«Die Angst hält mich wach. Im Einsatz bin ich wie ein Sonar»: Dominic Nahr in Zürich-West. Foto: Reto Oeschger

der - das ist der falsche Weg, die Welt zu zeigen. Ich konzentriere mich auf verborgene Krisen, finde Menschen, die sonst nicht wahrgenommen werden. Gerade bin ich aus dem Südsudan zurückgekommen, wo sich zwei Millionen Menschen auf der Flucht befinden, unter elendesten Bedingungen, frierend und hungrig.

Wollen Sie diesen Menschen mit Ihren Aufnahmen helfen?

Es ist schwierig, abzuschätzen, welche Wirkung Bilder haben. Im amerikanischen Kongress schwenkte ein Abgeordneter einmal eine Ausgabe der «New York Times». Ein Foto von mir war auf

Dominic Nahr

Auf der ganzen Welt zu Hause

Dominic Nahr ist 1983 in Heiden, Appenzell Ausserrhoden, zur Welt gekommen. Seine Mutter ist Reiseleiterin, der Vater Transportunternehmer. Nahr wuchs in Hongkong auf, während der Sommerferien besuchte er jeweils seine Grossmutter in Heiden. In Toronto studierte er Filmwissenschaften und Fotografie. Nach der Ausbildung etablierte er sich als angesehener Reportagefotograf, berichtete aus vielen Krisengebieten, vor allem in Afrika. Nahr steht beim US-Nachrichtenmagazin «Time» unter Vertrag, seine Bilder erschienen unter anderem in «Le Monde», «GQ», «National Geographic» und «Wall Street Journal». Er hat mehrere internationale Preise gewonnen, 2015 wurde er zum Schweizer Fotografen des Jahres gekürt. Gegenwärtig lebt er in Nairobi, Kenia. Am Montag berichtet Nahr im Rahmen der Photo 16 über seine Arbeit. (bat)

Montag, 11. Januar, 20 Uhr, Maag-Halle, Hardstrasse 219

dem Cover, damit wies er auf das Elend in Somalia hin. Einen solchen direkten Impact erlebt man selten.

Warum machen Sie dann Bilder?

Um zu dokumentieren. Als Teenager stiess ich in einem Geschichtsbuch auf das Foto eines toten Menschen aus Nicaragua, im Bürgerkrieg war sein Körper halbiert worden. Dass der Fotograf diesen Moment aufbewahrt und gerettet hat, beeindruckte mich extrem. Jetzt will ich selber in die Geschichtsbücher kommen, Leute finden, von denen sonst keine Bilder entstehen. Auf einem Trip im Kongo kamen wir direkt nach einem Massaker in ein kleines Dorf. Wir fanden 17 Leichen, Kinder, ein Ehepaar, das sich die Hände hielt. Wenn wir die Szene nicht aufgenommen hätten, wüsste jetzt niemand davon. Das Abschlagen wäre quasi nicht passiert. Daher will ich alles fotografieren, auch mein Leben, meine Familie.

Kann man notleidende Menschen fotografieren, ohne ihnen zu helfen?

Normalerweise gibt es Hilfswerke vor Ort, das Helfen ist deren Job. Ich fotografiere. Das ist nicht egoistisch. Viele Menschen freuen sich darüber, sie wollen nicht vergessen gehen. Im Südsudan funktionierte das allerdings weniger gut.

Warum?

Die Ärzte ohne Grenzen sind dort fast als einziges Hilfswerk tätig, ihre Basis wurde schon dreimal geplündert, es fehlt an allem. Bei einer Essensverteilung kam es zu Streitereien, Chaos brach aus. Ich dachte: Shit. Leg die Kamera weg. Versuch zu schlichten. Später ging ich mit einer Familie durch einen Sumpf, das Wasser stand hoch, die Kinder froren. Ich hörte auf, zu fotografieren,

nahm einen Kleinen auf meine Schultern. So habe ich viele Bilder verpasst, aber es ging nicht anders.

Wie ist es, von Einsätzen aus prekären Gebieten in wohlhabende, friedliche Länder zurückzukehren?

Krisengebiete zu verlassen, ist schwierig; schwieriger, als in solchen anzukommen. Man ist dort voll fokussiert, alle Sinne arbeiten, man fühlt sich lebendig, im Flow. Im Südsudan habe ich auf dem Boden geschlafen, mit halb leerem Magen. Dann flogst du zurück, plötzlich haben die Menschen alles. Das fühlt sich manchmal an, als ob du gegen eine Wand läufst. Ich denke dann: Das kann nicht die Realität sein.

Verfolgt Sie das Elend?

Die Bilder tauchen immer wieder auf, oft dann, wenn man sie am wenigsten erwartet. Die stärksten Auslöser sind gewisse Gerüche. Wenn ich sie in die Nase kriege, kommt das Grässliche zurück. Zum Glück - kann man sagen - bin ich sehr vergesslich; so vergesslich, dass meine Mitmenschen manchmal glauben, ich spinne. Deswegen habe ich auch mit dem Fotografieren angefangen.

Wie das?

Als Teenager nervte sich meine Mutter über mein schlechtes Gedächtnis. Ich konnte mich kaum an unsere Ferien erinnern. Also schenkte sie mir ihre Kamera. Ich begann, alles zu fotografieren, Tagebuch zu führen. Das war eine gute Übung. Zufällig sah der holländische Fotograf Hubert van Es diese Bilder. Er fragte mich: Bist du gut in der Schule? Nicht? Dann wirst du Fotograf. Darauf schickte er mich als Praktikanten zur Hongkonger Zeitung «South China Morning Post». Mir blieb gar keine Wahl.

Und wie kamen Sie dazu, in Krisengebiete zu reisen?

Als Jugendlicher hielt ich mich oft im Foreign Correspondents' Club auf. Dort hatten früher zahlreiche berühmte Fotografen verkehrt, ich sah ihre grossartigen Fotos aus Vietnam, Korea, der ganzen Welt. Mir wurde klar: Wenn du selber solche Bilder machen willst, dann musst du rausgehen.

Und das taten Sie einfach?

Ich arbeitete sehr gern für die «South China Morning Post», trotzdem wollte ich mehr. 2008, als ich die Ausbildung abgeschlossen hatte, zog ich nach Berlin. Zwei Wochen später rief mich ein Freund an: Da ist ein Krieg im Kongo, da solltest du hin. Ich dachte: Fuck it, fuck Berlin. Ich will ins Feld. 72 Stunden später stieg ich in Kigali aus dem Flugzeug, ohne die geringste Ahnung vom Land und vom Krieg zu haben.

«Ich wollte unbedingt raus, ins Feld. Also flog ich nach Kigali, ohne eine Ahnung vom Land und vom Krieg zu haben.»

Ein Schock?

Alles fühlte sich so intensiv an, die Leute, das Wetter, sogar der Boden, weil es dort vulkanische Aktivitäten gibt. Ich wusste nicht, wie man sich durchschlägt, gab mein Geld zu schnell aus, hatte keine warmen Kleider dabei. Dabei war es nass und kalt. Zum Glück lernte ich einen erfahrenen Fotografen kennen, konnte mit ihm mitgehen. Meine Bilder verkauften sich gut, seither bin ich im Geschäft. Manchmal bekomme ich Aufträge, oft reise ich dorthin, wo es mich persönlich hinzieht.

Wie finden Sie sich in den Ländern zurecht?

Unterschiedlich. Teils gehe ich mit Hilfswerken rein, teils mit anderen Fotografen, teils mit lokalen Journalisten und Übersetzern. Man muss sich immer neu arrangieren.

Sie sind in Hongkong aufgewachsen, Ihre Eltern sind Schweizer. Seit sieben Jahren wohnen Sie in Nairobi in Kenia. Warum?

In Ostafrika habe ich mich von Beginn weg wohlfühlt. Ich mag die Menschen, sie sind so freundlich, empfangen einen herzlich. Ich lebte 21 Jahre lang in Hongkong, verbrachte die ganze Kindheit dort. Aber weil ich ausländisch aussehe, wurde ich nie als richtiger Hongkonger akzeptiert. In Kenia lief es umgekehrt. Nach zwei Jahren sagten die Leute: Du bist Kenianer. Das war entspannend, nachdem ich so lange vergeblich versucht hatte, ein Hongkonger zu sein. Vielleicht ziehe ich auch bald in die Schweiz. Obwohl, der Wohlstand und die hohen Preise schockieren mich jedes Mal, wenn ich hierherkomme.

Wieso dann die Schweiz?

Ich habe es satt, überall auf der Welt mein Zuhause zu suchen, in Mali, Toronto, im Irak. Hier blicke ich auf die Landschaft und spüre instinktiv eine Verbindung. In meinem Kopf sehe ich ein kleines Haus nahe den Bergen, das wäre cool. Ich kann mir sogar vorstellen, eine Familie zu gründen. Ob das alles je passiert, weiss ich nicht.

Wie hat die Arbeit Ihre Weltsicht verändert? Haben Sie all die Krisen pessimistischer gemacht?

Ich habe nie wirklich positiv gedacht. Die Menschheit zerstört die Welt, das ist offensichtlich. Gleichzeitig gibt es in den brutalsten Situationen, im grössten Grauen ein paar Menschen, die unglaublich stark sind und Gutes tun. Sie beeindrucken mich. Solche Leute zu erleben, bewahrt mich vor einem umfassenden Pessimismus. Es gibt selbst im Elend eine gewisse Balance.

 **Fotoblog** Mehr Arbeiten des
Magnum-Fotografen
lichtbild.tagesanzeiger.ch